

Im Zweifel für wen?

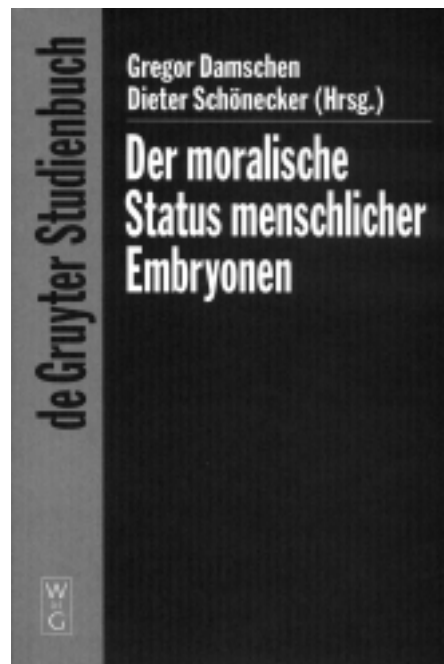
Warum sollen wir uns eigentlich Gedanken machen, wenn es darum geht die wunderbare Welt der „regenerativen Medizin“ mit Hilfe von embryonalen Stammzellen zu erschließen? Wo ist das Problem, einen „überzähligen“ Embryo in seine Zellen zu zerlegen und mit diesen – selbstverständlich hochwertige – Forschung zu betreiben? Und schließlich: Wer sollte den Parkinson- oder Alzheimer-Patienten – oder seine Angehörigen – daran hindern, die Verwendung eines oder auch beliebig vieler Embryonen für eine noch so vage Aussicht auf Heilung zu fordern?

Die Antworten auf diese und ähnliche Fragen werden leicht, wenn man dem Embryo das Mindestmaß an Würde abspricht, das wir uns selber zubilligen: Nämlich unter „normalen“ Umständen, d.h. im Wesentlichen ohne das Vorliegen einer Notwehrsituation, nicht getötet werden zu dürfen. Oder anders ausgedrückt: Besitzt der (menschliche) Embryo diese, eng definierte, Würde oder nicht? Dieses Kernproblem untersucht der von Gregor Damschen und Dieter Schönecker im vergangenen Jahr als „DeGruyter Studienbuch“ erschienene Band. Was auf den ersten Blick als wenig originelle Hinzufügung zu der nunmehr stattlichen Zahl von Büchern zur „Bioethik“ scheinen mag, entpuppt sich beim näheren Hinsehen als relevanter und damit lesenswerter Beitrag.

Der Frage nach dem moralischen Status des menschlichen Embryos wird in der philosophischen Diskussion häufig mit Hilfe der sogenannten „SKIP“-Argumente nachgegangen. Dabei steht „S“ für das Speziesargument, nach dem die Zugehörigkeit zur menschlichen Spezies allein dem Embryo schon ein Recht auf Leben, oder um in der Terminologie von Damschen und Schönecker zu bleiben, „Würde“ verleihe. Das Kontinuum (oder auch Kontinuitäts-)Argument „K“ hebt auf die kontinuierliche Entwicklung vom Embryo bis zum geborenen Menschen ab, die moralisch relevante Einschnitte nicht aufweise. Die Identität „I“ des Embryos mit dem geborenen Menschen, so das Grundmuster dieses Arguments, begründe die Würde des ersteren. Schließlich, so die Vertreter des Potentialitätsarguments „P“, habe der Embryo das Potential zu einem (erwachsenen) Menschen, dem in der Regel zumindest der Schutz vor Tötung zugesprochen werde.

Diese – in ihren Einzelheiten natürlich weit vielschichtigeren Argumente – werden in der öffentlichen Diskussion mit

mehr oder weniger Verve angegriffen. Genau diese Kontroversen versucht der vorliegende Band abzubilden. In seinem ersten Teil fasst er die Referate einer Tagung zum Titelthema vom Februar 2002 in Halle zusammen. Mit je einem Pro- und einem Contrareferat zu jedem der SKIP-Argumente, kommen prominente Vertreter (u.a. Schockenhoff, Merkel, Stoecker, Schöne-Seifert) zu Wort. Man mag nun sowohl die Auswahl der jeweiligen Autoren, als auch die etwas artifizielle thematische Beschränkung auf jeweils nur ein Argument pro Referat als Schwäche dieses Konzepts kritisieren. Dagegen ist



aber zum einen einzuwenden, dass die Herausgeber selbstverständlich nicht den Anspruch erheben, das Thema vollständig abzuhandeln, sondern eben Material für die eigene Meinungsbildung zu liefern. Zum anderen offenbart die – mehr oder weniger gelungene – Konzentration auf jeweils eines der Argumentationsmuster auch deren Stärken und Schwächen. So müssen beispielsweise beim Kontinuitätsargument die Autoren auf andere Argumentationsmuster zurückgreifen, um nicht ins Leere zu laufen. Für Leser, die mit der bioethischen Diskussion der vergangenen drei bis fünf Jahre vertraut sind, bieten die Referate keine grundlegenden Überraschungen. Irgendwo hat man es so oder ähnlich schon einmal gelesen, wenn auch nicht in der didaktisch aufbereiteten Form eines Studienbuches.

Beschränkte sich der Band auf die Wiedergabe der Referate, er wäre ein zwar lesenswerter, aber noch kein wichtiger

Beitrag zur Diskussion. Was dieses Buch spannend und bedeutsam macht, ist der eigene Aufsatz der beiden jungen Herausgeber. Zunächst räumen sie ein, es sei irrelevant, ob eine Antwort einen religiösen Hintergrund habe, wichtig sei allein, ob diese Antwort wahr sei. Daran ist gleich zweierlei bemerkenswert: Zum einen wird die Möglichkeit einer wahren Antwort nicht ausgeschlossen und dann wird eine religiöse zumindest nicht von vorneherein als für eine plurale Gesellschaft unbedeutend verworfen. Freilich hindern diese Feststellungen die Autoren nicht, das Speziesargument unter anderem als „voraussetzungsvoll“ abzulehnen. Sie tun dies allerdings nicht ohne zuvor Reinhard Merklens penetrant (so auch in diesem Band) vorgetragenen Vorwurf des „Sein-Sollen-Fehlschlusses“ gegen das Speziesargument in seine Einzelteile zu zerlegen. In der gleichen luziden Weise gelingt es Damschen und Schönecker, das „K“-Argument als letztendlich entbehrlich zu entlarven und dann aber aus den verbleibenden „I“ und „P“ Argumenten ein eigenes, nämlich das der numerischen Identität und Potentialität des Embryos („NIP-Argument“) zu formen. Diesem stellen sie sodann in einer eingehenden und rigorosen Prüfung wichtige, bedeutende und originelle Einwände (u.a. die Zwillingsbildung, den Parthenogeneseeinwand und das Trophoblastenproblem) gegenüber. Gerade dieser Teil ihres Aufsatzes macht ihn besonders anregend. Bereits hier kommen sie zum Schluss, dass gewichtige Gründe für die Annahme sprechen, der Embryo dürfe nicht getötet werden. Unter Zuhilfenahme der klassischen Vorsichtsargumentation als Metaebene folgern sie schließlich: In dubio pro embryone. Unabhängig davon, ob man die Ablehnung des Speziesarguments für wohlbegründet hält, ist einzuräumen, dass die Autoren mit der von ihnen entwickelten Argumentation eine plausible Grundlage für das Gespräch mit weltanschaulich nicht-religiös Gebundenen entwickelt haben.

Der Band, zu dem man Herausgebern und Verlag gratulieren kann, wird komplettiert durch Grundlageninformationen zur embryonalen Frühentwicklung des Menschen, einem medizinischen Glossar und einer sauberen Bibliographie.

Dr. Andreas Reimann

Gregor Damschen/Dieter Schönecker (Hrsg.): Der moralische Status menschlicher Embryonen. Verlag DeGruyter, Berlin 2002. 332 Seiten. 19,95 Euro.

Reflexionen über das, was Leben ist.

„Jede Zeit hat ihr erlösendes Wort. Die Terminologie des achtzehnten Jahrhunderts kulminiert in dem Begriff der Vernunft, die des neunzehnten Jahrhunderts im Begriff der Entwicklung, die gegenwärtige im Begriff des Lebens. Jede Zeit bezeichnet damit etwas Verschiedenes, Vernunft hebt das Zeitlose und Allgemeinverbindliche, Entwicklung das rastlos werdende und aufsteigende, Leben das dämonisch Spielende, unbewußt Schöpferische heraus. Und trotzdem wollen die Zeiten alle dasselbe fassen, wird ihnen der eigentliche Bedeutungsgehalt der Worte nur das Mittel, um nicht zu sagen der Vorwand, jene letzte Tiefe der Dinge sichtbar zu machen, ohne deren Bewusstsein alles menschliche Beginnen ohne Hintergrund und sinnlos bleibt“ (H. Plessner 1975).

Wir schreiben das Jahrhundert der „Life Sciences“. Was aber ist „Leben“? Diesem Thema wendet sich Regine Kather, Dozentin für Philosophie an der Universität Freiburg i. Br. und Associate Professor an der Universität Bukarest, zunächst in einer philosophiegeschichtlichen Analyse von der Antike bis zum Neodarwinismus der Neuzeit zu. Sie legt das Wissenschafts-Konzept „Mechanisierung biologischer Prozesse“ in der Neuzeit offen, die dann zur Auflösung des cartesianischen Dualismus von Körper und Geist im Materialismus (de La Mettrie) führt. In der „Geschichte“ der Evolution verliert der Mensch seine Sonderstellung: seine Verwandtschaft mit den Tieren und Pflanzen lässt sich über die Gemeinsamkeit alles Lebendigen - in Stoffwechsel, Selbstreproduktion, angeborenen Verhaltensweisen, letztlich über die genetische Ausstattung und ihre Mutagenität - belegen. Nicht ein göttlicher Schöpfungswille gilt nunmehr als causa prima und gibt das Ziel der Schöpfung vor (wie etwa bei P. Teilhard de Chardin als zunehmende Vergeistigung und kosmische Einigung in Christus); vielmehr entsteht und vergeht im Zusammenspiel von Zufall und naturgesetzlicher Notwendigkeit, in trial and error, Art um Art, ohne Richtung und Ziel, ohne Sinnhaftigkeit und höhere Bedeutung. An die Stelle der „Kette der Lebewesen“ (s. Schöpfungsbericht) tritt die Metapher vom „Baum des Lebens“ (Ch. Darwin 1837, veröffentlicht 1859; propagiert von Ernst Haeckel 1866). Demnach entfalten sich die komplexen Lebensformen nicht nur vertikal – dies auch –, sondern Leben verzweigt sich vielfältig und

horizontal. Zwar drückt sich auch noch in diesem evolutionären Lebensmodell eine Hierarchie aus, es gibt ein Unten und Oben: die einfacheren Formen sind die Basen für komplexere Lebensformen, aber letzteren, den Baumästen und -zweigen wird kein ontologischer „Mehrwert“ beigemessen (S. 83). (Heute weiß man, dass die genetische Information für das Neuaufreten einer Spezies allein nicht ausreicht. Auch wurden bereits historisch Zweifel am Baummodell angemeldet und anstelle dessen die Metapher „Busch“ bzw. „Koralle“ erwogen. Für die vermuteten 30 Millionen existierenden Arten, von denen derzeit knapp eine Million entdeckt sind, müsste man wohl einen „Supertree“ als Bild ausmalen.)

Frau Kather hat Physik, Philosophie und Religionswissenschaften studiert, ist daher mit den unterschiedlichen wissenschaftlichen Zugängen, Methoden und deren Erkenntnisgewinn vertraut. Man wird dem Begriff „Leben“, so die Autorin, nicht gerecht, wenn man ihm ausschließlich die biologischen Elemente von Stoffwechsel, Selbstreproduktion und Mutagenität subsumiert und das evolutionär aufgetretene Psychische, die Ästhetik und die zunehmende Bewusstheit übersieht. Vor allem der Mensch und sein Leben, von Natur aus auf Kultur angelegt (er schreibt und liest z.B. Bücher), gehen weder einseitig in einem materialistischen Monismus auf, der Verhaltensweisen, Erkenntnisstruktur und Werte allein aus der genetischen Information ableitet, auch nicht in der Deutungsweise der Soziobiologie unter deren Paradigma „Überlebensstrategie der Gene“; noch ist der Mensch ‚nur‘ reine Vernunft, eine res cogitans i. S. Descartes. Der Mensch ist Teil der Natur, die genuin menschliche Lebenssphäre aber ist die Kultur mit ihren Bedeutungszeichen und Symbolen, mit denen Menschen einer bestimmten Epoche die Natur, ihren Lebensraum, ihr Zusammenleben, aber auch sich selbst zu verstehen versuchen.

Wie denkt man sich die „Entstehung des Belebten aus dem Unbelebten“ innerhalb der Evolutionstheorie? Grundsätzlich gilt: (natur-)wissenschaftliche Aussagen beruhen auf empirischen Daten, die nach methodisch streng geregelten Verfahren gewonnen werden. Die Sammlung solcher Daten erfolgt aufgrund einer gezielten und damit zugleich begrenzten Fragestellung. Was man nicht in das System bisheriger Aussagen einordnen kann, gilt somit als „unrichtig“. Dann aber sind „die Daten, die eine Hypothese bestätigen,... nie reine Fakten“, wie gerne behauptet wird, denn sie werden „maßgeblich durch das

Begriffssystem mitbestimmt, das die Beobachtung leitet“ (S. 84). Während der „nur“ „methodologische Reduktionismus“ keine Seinsaussagen macht, versucht der „ontologische Reduktionismus“, die Eigenschaften von Organismen durch kausale Wechselwirkung einfacher Teilsysteme zu erklären und letztlich die Entstehung des Lebens aus den Elementarteilchen einsichtig zu machen. Der Schlüssel zum Leben liegt dann in der Kybernetik, und Leben ist nichts anderes als ein physikalisch-chemischer Prozess, gekennzeichnet durch Metabolismus und Selbstproduktion auf der Basis von ein paar Strängen aktiver DNS, was durch die Theorien der Emergenz (E. Mayr, 1984), der Hyperzyklen im Rahmen der „Selforganization“ (M. Eigen) und der Systemtheorie verfeinert, ergänzt und erhärtet oder als Informations-Wachstum über den



Gen-Code erklärt wird. Wie aber Relativitäts- und Quantentheorie bereits für die Physik zeigten, haben wissenschaftliche Theorien ihre jeweiligen Gültigkeitsgrenzen und lassen „Wirklichkeit“ nur partiell verstehen. So ermöglicht z.B. die soziobiologische Sicht zwar Einsichten in menschliches Verhalten, sie übernimmt sich aber deutlich, wenn sie darüber hinaus auch Ethik, Liebe, Verantwortung, Religiosität allein in Überlebensstrategie aufgehen lässt. Gerade deshalb müssen Erfahrungen, die sich nicht in bisher ‚gültige‘ Theorien einordnen oder im Experiment wiederholen lassen, nicht unrichtig sein; vielmehr vermögen sie, den bisherigen Rahmen des Beobachteten zu sprengen und das Wissen zu erweitern.

Vor allem gibt es Grenzen der Objektivierung: denn Lebewesen sind auch „Subjekte der Evolution“ (S. 127). Bereits die Zelle als Lebenseinheit folgt nicht nur der Formel: Leben = Materie + Information – auch dies, wie schon die Antike wusste und gleichzeitig einen Wertbezug herstellte: Leben ist ein Gut, und es ist im ästhetischen Sinn schön. Vielmehr versagt der moderne Funktionsbegriff von „Information“ bei dem Versuch, ihn auf das Lebendige anzuwenden. Wie die Neurobiologie zeigt, ist Leben zugleich Kommunikation, und zwar sowohl ein Austausch mit eigenen inneren Zuständen, Stimmungen, Vorstellungen wie auch mit äußeren Objekten und anderen ‚Subjekten‘. Es kommt zu Ausdruck, Austausch und Erfahrung über qualifizierte Wahrnehmung. Die Zelle als Lebenseinheit ist nicht nur chemisches Milieu, sie schon nimmt qualifiziert wahr (was man in der Stammzellforschung derzeit intensiv auslotet), sie agiert und reagiert auf Reize, und zwar in individueller Weise, weder automatisch noch monoton. Damit erschließt sie sich Umwelt. Leben ist ein Spiel mit Regeln und Spontaneitäten. Lebewesen sind Funktionsganzen, als solche sind sie zugleich offene Systeme mit Beziehungen zur Umwelt, und viel mehr als der Kampf ums Dasein bildet das Zusammenspiel verschiedener Lebensformen die Grundlage der Biodiversität. Dabei ist auch Kognition nicht als bloßer Rückkopplungsmechanismus zu verstehen, um das Dasein zu erhalten, wie es die Systemtheorie (H. R. Maturana; R. Riedl) sieht, sondern als ein Verstehen von Bedeutungen, Symbolen und Sprache. Evolution ist die Zunahme an Komplexität und Integration, „eine zunehmende strukturelle physisch-psychische Differenzierung“, aber „nicht einfache Vermehrung von Vielfalt, sondern reichere äußere Struktur bei größerer innerer Einheit“.

Geht es den Lebewesen innerhalb der Evolution bis hin zum Menschen wirklich, wie behauptet, nur um Selbsterhaltung - und nicht auch um Sensitivität für Reize bis hin zum Gewinn von immer mehr Freiheit und immer deutlicherer Individualität? Um das Lernen in der „Einfühlung“ (M. Scheler), auch über Artgrenzen hinweg? Um die Entfaltung von individuellen Möglichkeiten, um Welterschließung? Leben ist „selbstzentrierte Individualität“, sagt Hans Jonas.

In einzelnen Fähigkeiten (Formen der Sensitivität, des Bewusstseins, des Intellekts) gibt es den Verbund zwischen

Pflanze, Tier und Mensch, aber erst „das Zusammenspiel von Selbstbewusstsein, sozialer und technischer Intelligenz, von Sprache und Zeitbewusstsein erklärt die spezifisch menschliche Form der Welterschließung und den Sprung in der Lebensweise zwischen hochentwickelten Tieren zum Menschen“. Letztlich ist die entfaltete Möglichkeit, aus dem Wissen anderer zu lernen, Grundlage der Kultur als der Eigentümlichkeit des menschlichen Lebens (Kap. V). Dabei ist der Mensch als „personale Lebenseinheit naturgebunden und frei, gewachsen und gemacht, ursprünglich und künstlich zugleich“ (H. Plessner), Bürger mehrerer Welten also. Seine Symbolik entfaltet er in Sprache und Mythos, in Kunst, Wissenschaft und Technik. Seine Konstitution ist „Weltoffenheit“: in dauernder Auseinandersetzung mit der Mit- und Umwelt erweist sich seine Sonderstellung, er ist weit weniger durch die Selbsterhaltungstendenz charakterisiert als vielmehr durch sein Wagnis der Selbstüberschreitung, in der „Bewusstseinsprogression“.

Es ist das Verdienst dieses Buches, naturwissenschaftliche Theorien und erkannte Plausibilitäten detailliert zu würdigen und zu vertiefen, aber auch deren jeweilige Erklärungsdefizite und „missing links“ im Bezug auf einen umfassenden Lebensbegriff aufzuzeigen. Über die wissenschaftlichen Methoden, die unser derzeitiges Weltbild dominieren, werden bestimmte Züge der Natur verständlich, sie lassen zunehmend staunen, aber sie vermitteln kein vollständiges ‚Lebenswissen‘, das Selbstbewusstheit, Lernen, Zeitbewusstsein, kurz: den einführenden, selbstreflexiven und erkennenden Menschen mitumfasst. Zugunsten der 3. Person (Objektivität) wird die Perspektive der 1. Person (Subjektivität) mit ihrer Emotion, Erfahrung, qualifizierten Wahrnehmung und Reflexion geopfert. Doch beruht gerade die kulturelle Vielfalt auf der Fähigkeit, unterschiedliche Intentionen zu verfolgen, auf verschiedenen Wegen Erkenntnisse zu erreichen, sich in unterschiedlicher Sprachsymbolik zu „erklären“. Wird wie in der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung die Welt der Subjektivität und ihres Ausdrucks ausgeblendet, ist „Wirklichkeit“ verkürzt gedacht; „denn jedes Merkmal unserer Erfahrung und unseres Erlebens hat Anspruch auf Wirklichkeit“ (E. Cassirer). Im Grunde ist das Vorgehen der Naturwissenschaft, wenn sie ausschließlich in Ding- und Kausalketten „erklärt“, eine Form subjektiver Vorentscheidung zu einer Verengung, und sie verliert damit,

trotz aller Erfolge, einen Teil ihrer Allgemeingültigkeit und Relevanz. Der Religionswissenschaftler Hans Jonas kommt zu dem Schluss, dass die „reale Welt von anderer Art und verwickelter gebaut (ist) als die Naturwissenschaft erlaubt“. Es geht um Seinswahrheit. Wird „Empirie“ in einem umfassenden Sinn verstanden, dann gehören psychisches Erleben und religiöse Erfahrungen zum Menschenleben, sie sind „Chiffren der Transzendenz“ (K. Jaspers). Aus dem „Sein der Gottheit“ ergibt sich die Bewertung des Lebens als etwas, das gut ist und sein soll. Das setzt ethische Implikationen in Ökologie, Bioethik und Humanmedizin (Kap. VII).

Die von R. Kather vorgelegte naturphilosophisch-anthropologische Studie der verschiedenen Sinnebenen von „Leben“ und ihre Bedeutung für den Menschen richtet in kompetenter Weise den Blick darauf, dass die Macht des Wissens im technischen Fortschritt die subjektiven Seiten des Lebens defizitär beschreibt, den Menschen verkennt, und deshalb interdisziplinärer Ergänzung bedarf. Selbst dann ist „Leben“ immer noch mehr als das, „was im Rahmen begrenzter Methoden und Begriffssysteme aussagbar ist“.

Maria Overdick-Gulden

Regine Kather: Was ist Leben? Philosophische Positionen und Perspektiven. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2003, 264 Seiten. 29,90 Euro.

Bemerkenswert verzichtbar

Jens Reich ist ein bemerkenswerter Mann. Geboren 1939 in Göttingen, praktizierte er als praktischer Arzt bis 1964 in Halberstadt, ging noch einmal an die Universität und studierte Biochemie in Jena. Vier Jahre später nahm er eine Stellung am Institut für Molekulare Medizin in Berlin-Buch an, wo er seit 1980 als Professor für Biomathematik lehrt. Nach der Wiedervereinigung wurde Reich, der zu den Mitbegründern des Neuen Forums zählt und als Abgeordneter der ersten frei gewählten Volkskammer der DDR angehörte, zum Gruppenleiter Bioinformatik am Berliner Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin bestellt. Vor zwei Jahren berief Bundeskanzler Gerhard

Schröder den inzwischen bundesweit wohl populärsten deutschen Naturwissenschaftler, der seit 1998 auch noch eine Professur für Bioinformatik an der medizinischen Fakultät der Humboldt Universität besitzt, in den Nationalen Ethikrat.

Unter dem Titel „Es wird ein Mensch gemacht - Möglichkeiten und Grenzen der Gentechnik“ hat der bemerkenswerte Mann nun ein bemerkenswertes Buch vorgelegt. Soweit sich der renommierte Molekularmediziner darin auf sein wissenschaftliches Fachgebiet beschränkt und dem Leser die Grundlagen der Genomforschung nahe bringt, erklärt, was Stammzellen sind, wie Klonen funktioniert oder was die Wissenschaft über das Genom weiß und was nicht, ist dieses Werk durchaus von Wert. Denn nur wenige Wissenschaftler besitzen die Gabe, ihr Expertenwissen derart allgemeinverständlich aufzubereiten, dass aus dem Dargebotenen ein echtes Lesebuch wird.

Bedauerlicherweise hat Reich sich darauf jedoch nicht beschränken wollen. Statt bei wie der Schuster bei seinen Leisten zu bleiben, stellt der Molekularmediziner in seinem Buch auch noch philosophisch-ethische und politisch-juristische Überlegungen an. Was grundsätzlich zu begrüßen ist – denn in den hoch spezialisierten Wissenschaften wird heute viel zu selten darüber nachgedacht, welche Folgen das eigene Handeln hat – verdient hier jedoch ob der Ergebnisse Kritik. Und weil Reich diesen Überlegungen weitaus mehr Platz einräumt, als seinen wissenschaftlichen Erläuterungen, kann die Kritik bedauerlicher Weise nicht anders als harsch ausfallen.

Dabei ist die Idee, die dem Buch zugrunde liegt, beinahe originell. Die sieben Kapitel, die das Buch enthält, bestehen jeweils aus einem darstellenden Faktenteil und einem Dialog zwischen zwei virtuellen Diskutanten, in dem über die ethische Zu- oder Unzulässigkeit der mit der Gentechnik verbundenen Möglichkeiten debattiert werden soll. Bis zur Verzichtbarkeit entwertet wird das Buch jedoch dadurch, dass sich in den Dialogen, in denen Reich über den „gläsernen Menschen“, die Vernutzung menschlicher Embryonen für die Forschung, das Klonen von Menschen, das in Deutschland (noch) geltende Verbot der Embryonenselektion mittels PID sowie über die Abtreibung behinderter Kinder oder den „perfekten Menschen“ nachzudenken vorgibt, intellektuelle Papiergewichtler gegenüberstehen, die sich ein um das andere Mal in richtungslosen Scheingefechten verlieren.

Anstatt nach und nach die relevanten naturwissenschaftlichen, juristischen, philosophischen und politischen Aspekten der jeweiligen zur Diskussion gestellten Frage abzuarbeiten, trampeln Reichs Diskutanten quer durch den Garten der wissenschaftlichen Disziplinen und kommen orientierungslos von Hölzchen aufs Stöckchen, ohne auch nur ein einziges Mal dem Ernst der behandelten Fragen gerecht zu werden.

Die Dialoge sind von einer solchen Dürftigkeit, dass man sich schon fragt, ob dahinter nicht sogar Methode steckt. Gerade so als sollte in ihnen gezeigt werden, dass man in den politischen, juristischen und ethischen Fragestellungen gleichberechtigt völlig gegensätzliche Ansichten vertreten könne, weil es „richtig“ und „falsch“ ohnehin nur auf dem Feld der Naturwissenschaften geben könne.

Damit nicht genug, macht Reich sich aber noch nicht einmal die Mühe zwischen der Beschreibung biologischer Tatsachen und ihrer Interpretation zu unterscheiden. So schreibt er etwa: „Die befruchtete menschliche Eizelle kann man nur mit aufwendigen biochemischen Tests

Dasein. Diesen drei Feststellungen kann man wohl kaum widersprechen.“

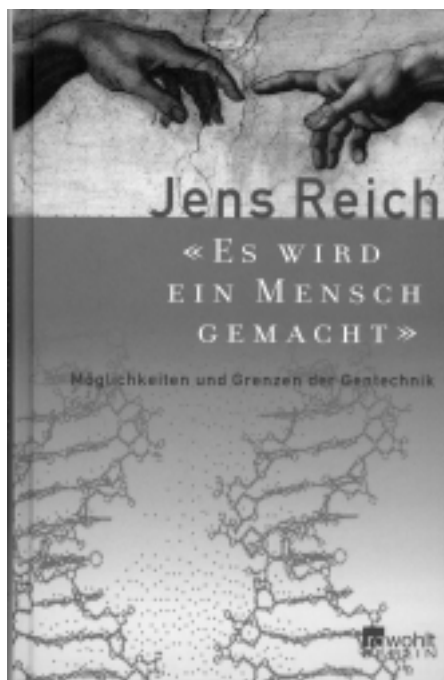
Man kann. Und man muss. Zwar kann die Feststellung, dass der Embryo in seinen ersten Tagen seiner Entwicklung bereits weder ein Hirn ausgebildet hat, noch physischen Schmerz empfinden kann, nach dem Stand der Wissenschaft als biologische Tatsache gelten. Dass der Embryo aber deswegen auch schon keine Person sei, ist eindeutig eine philosophische Interpretation. Diese muss, wie etwa Robert Spaemann oder Martin Rhonheimer, aber auch andere längst gezeigt haben, aus guten Gründen für unzutreffend gehalten werden.

Und noch ein Makel besitzt das Buch. Wer wie Reich über den Tellerrand des eigenen Fachgebietes hinausschaut, sich gesellschaftspolitisch engagiert und gewissermaßen aktiv am Spiel der Kräfte teilnimmt, der schuldet derselben Gesellschaft die Offenbarung des eigenen Standpunktes. Reich hält sich hier vornehm zurück. Aus den Dialogen wird nie ersichtlich, welche Ansichten Reich zu welcher Frage vertritt. Nur wer sich an einige der zahlreichen anderen Veröffentlichungen Reichs erinnert, besitzt eine Ahnung, wann der Autor einen seiner virtuellen Diskutanten zu einem alter ego macht.

Dafür offenbart sich Reich ab und an dort, wo solche Einlassungen nichts zu suchen haben, nämlich im Faktenteil. Wer etwa wissen will, wessen Geistes Kind der Molekularmedizin ist, wird so am Ende des Kapitels fündig, in dem Reich erläutert, wie die Embryonenselektion mittels Präimplantationsdiagnostik (PID) funktioniert. Darin vertritt das Mitglied des Nationalen Ethikrats die Ansicht, dass die immensen Kosten, die mit der PID verbunden seien, ihre Ausweitung verhindern würden, um schließlich zu bedauern: „Und nicht zuletzt wird es wohl auch in Zukunft Paare geben, die nur auf natürlichem Wege Kinder bekommen wollen. Und darunter werden auch Paare sein, für die die Selektion eines behinderten oder geschädigten Kindes nicht in Frage käme, weil sie jedes Kind als ein gottgewolltes akzeptieren.“

Stefan Rehder

Jens Reich: Es wird ein Mensch gemacht. Möglichkeiten und Grenzen der Gentechnik. Rowohlt, Berlin 2003. 190 Seiten. 16,90 Euro.



von der befruchteten Eizelle eines Froschs unterscheiden. Es ist etwas abwegig, zu behaupten, dass eine solche Zelle bereits Subjekt der Menschenwürde sein könnte. ‚No brain, no pain, no person‘ urteilt der britische Entwicklungsbiologe Lewis Wolpert über den Embryo in den ersten Entwicklungsstadien. Weder Gehirn, noch Schmerzempfindungen noch personales

Vom mangelnden Nutzen des Utilitarismus

„Wir haben das Geheimnis des Lebens gelöst.“ Diesen Satz auf den Lippen stürmten vor fünfzig Jahren der britische Molekularbiologe Francis Crick und sein us-amerikanischer Kollege James D. Watson das Café Eagle im britischen Cambridge. Und in der Tat: Die Entdeckung der beiden Wissenschaftler, dass das Erbmaterial, die DNA, die Struktur einer Doppelhelix besitzt, vermochte erstmals plausibel zu erklären, auf welche Weise sich die DNA bei jeder Zellteilung verdoppelt.

Inzwischen sind Wissenschaftler in der Lage, die DNA immer präziser zu zerschneiden, zu kopieren und sogar zu manipulieren. Gentechnisch veränderte Pflanzen, sogenannte transgene Tiere, in deren Erbgut menschliche Gene zur Produktion von Arzneimitteln eingeschleust werden, komplett synthetisch im Labor erschaffene Mikroorganismen sowie das Klonen von Tieren zeugen davon, dass die einstmaligen für unüberwindlich erachteten Grenzen zwischen dem natürlich Gegebenen und dem naturgesetzlich Möglichen immer stärker verschwimmen. Wo früher die Natur dem menschlichen Können Grenzen setzte, ist nun der Mensch selbst gefordert, seinem Können Grenzen aufzuerlegen.

Wie weit Politik und Gesellschaft jedoch derzeit noch von einem Konsens über das entfernte ist, was der Mensch auf diesem Feld tun und was er unterlassen soll, belegen nicht zuletzt die zahlreichen Neuerscheinungen, die sich mit den strittigen bioethischen Fragen auseinandersetzen.

Einen schnellen, brauchbaren Überblick über das weite Feld der unterschiedlichen ethischen Positionen liefert ein von den beiden Journalisten Thomas Prüfer und Volker Stollorz verfasstes Büchlein, das den schlichten Titel ‚Bioethik‘ trägt und in der Reihe ‚Wissen 3000‘ der Europäischen Verlagsanstalt erschienen ist. In ihm werden nicht nur die beiden ethischen Hauptströmungen, ihre Entstehungsgeschichte, sondern auch ihre wesentlichen Verfechter in der Gegenwart vorgestellt. „Ende des 18. Jahrhunderts entstanden zwei Grundmuster moderner Ethik, die bis heute wirksam sind und die auch die aktuellen bioethischen Debatten prägen: die deontologische, auch Pflichtenethik genannt (von griechisch *to deon*, die Pflicht), und die utilitaristische, die man

auch als Nutzenethik bezeichnen kann (von lateinisch *utilitas*, der Nutzen).“

Prüfer und Stollorz liefern nicht nur jeweils eine knappe, aber zutreffende Darstellung der auf Immanuel Kant zurückgehenden Pflichtenethik sowie der von Jeremy Bentham entwickelten Nutzenethik, sondern zeigen auch, zu welchen Konsequenzen, die eine und die andere Denkschule in den aktuellen bioethischen Fragen kommt und warum. Dabei zeigen sie, dass die Achtung der Menschenwürde, die die Autoren als das Grundgesetz aller demokratischen Verfassungen und des Völkerrechts bezeichnen und auf der



auch die allgemeinen Menschenrechte beruhen, in der Tradition der Pflichtenethik steht. „Aus der Würde des Menschen wird die unbedingte Pflicht für jeden abgeleitet, menschliches Leben zu schützen. Das christliche Gebot ‚Du sollst nicht töten‘ steht hier Pate, erhält aber eine innerweltliche Begründung. Nicht weil der Mensch von Gott geschaffen wurde und sein Ebenbild ist, kommt ihm Menschenwürde und damit ein Recht auf Leben zu, sondern weil er als sittliches Wesen sein eigener Zweck ist. Die Würde, die er als freies und moralisches Subjekt besitzt, geht verloren, wenn seine Existenz vernichtet wird. Das Recht auf Leben gilt im Rahmen einer deontologischen Ethik absolut, weil mit seiner Aufgabe die Grundlagen der Sittlichkeit selbst zerstört würden. Die Möglichkeit, die Menschenwürde und das von ihr geschützte Recht auf Leben gegen andere Menschenrechte abzuwägen, wie das auf freie Entfaltung der

Persönlichkeit, auf körperliche Unversehrtheit oder die Freiheit der Forschung, besteht nicht.“

Dagegen kennt die Nutzenethik keine absoluten Gebote. Das gilt auch für das Menschenrecht auf Leben. Im utilitaristischen Gesamtkalkül ist das Leben des einzelnen nur dann schützenswert, wenn dies zum größtmöglichen Nutzen aller beiträgt. Deshalb fehlt dem Utilitarismus auch die Grundlage, um die Tötung eines unschuldigen Menschen zu verurteilen, falls diese Tat für möglichst viele Menschen ein möglichst hohes Gut erzeuge. Utilitaristen wie Peter Singer, Richard Rorty, Reinhard Merkel oder Norbert Hoerster halten denn auch die Tötung von Embryonen zur Erforschung von Krankheiten, die Abtreibung von Föten, die genetische Defekte aufweisen und deren spätere Pflege die Gesellschaft finanziell belasten, sowie die Euthanasie alter Menschen oder Neugeborener aus denselben Gründen unter bestimmten, wenn auch nicht immer unter den gleichen Voraussetzungen, für gerechtfertigt. Prüfer und Stollorz halten daher fest: „Einen absoluten Schutz des menschlichen Lebens von Anfang an gewährt nur eine Ethik, die sich auf die Menschenwürde beruft. Das von Utilitaristen eingesetzte Prinzip der Gattungssolidarität reicht dazu nicht aus. Denn im Falle eines Falles kann im Namen der Gattung, die Vernichtung ungeborenen Lebens aus Solidarität mit den Geborenen eingefordert werden.“

Wie kaum anders zu erwarten, lassen Prüfer und Stollorz in ihrem Überblicksbändchen die letztlich alles entscheidende Frage, ob nämlich auch der ungeborene Mensch sei, offen. Bei einem Büchlein, das nicht einmal hundert Seiten umfasst, und zudem in jede Sacktasche passt, ist das verzeihlich. Die Stärke des Bändchens besteht darin, dass die nicht zu leugnenden Schwächen und Gefahren des Utilitarismus durch den Vergleich mit der Pflichtenethik für jedermann ersichtlich werden und obendrein mit dem von Utilitaristen gern verbreiteten Märchen aufgeräumt wird, man müsse im Grunde immer schon ein Christgläubiger sein, um Abtreibung, künstliche Befruchtung und Embryonenselektion moralisch für unzulässig zu halten.

Stefan Rehder

Thomas Prüfer/Volker Stollorz: Bioethik. Reihe Wissen 3000. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2003. 96 Seiten. 8,60 Euro.